

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

211 (12.9.1925) Wissenschaft und Bildung

Samstag, den 12. September 1925

Rhythmus und Seelenleben

Von Karl Köchel

Ada Negri spricht irgendwo von jener „Sehnsucht, dran du im Verborgenen krankst, nach deiner Mutter Lied“. Diese Sehnsucht muß wohl kein russisches Kind jemals loswerden; denn so wie dort hört man wohl nirgends die Kinder in den Schlaf singen. Zunächst wird dabei ein kurzer Text vorgetragen — einfachster Art —, dann kommt der ins Unendliche ausgepönnene und erstaunlich wandlungsfähige Rehrhein (im Sinne eines reinen Tongebildes) auf ein an sich sinnloses, nur durch seinen Klang bedeutungsvolles Wort, wie etwa „hajuſchi“ — „haju“, oder einfach auf einzelne Vokale, vor allem auf a. Dieser ganz freie, rein melodische Rehrhein ist dem singenden Kissen eigentümlich; der wirklich russische Kirchengesang stammt nachgewiesenermaßen aus solchen Rehrheinen zu den ursprünglich griechischen Kirchenliedern. Beim Wiegenlied der russischen Mutter, das stundenlang andauern kann, je nach dem, wie das Kind, der Schlaf befällt, kommt offenbar alles dasjenige zum Ausdruck, was die Mutter an Segen ihrem Liebling wünscht und was sie an Unfegen aus eigener Erfahrung für ihn fürchtet: selbstloses Hoffen und selbstlose Vorbesorgtheit ringen da nach Äußerung — im Grunde genommen ist das ein ganz freies Selbstgespräch, wie es sich diese den Tag über Unermüdete nur abends gönnen kann, wenn sie ihr Kind zur Ruhe bringt. Das ist dann ihr bewußtester Lebensaugenblick: gewidmet bewegtester Betrachtung des eigenen Loses, gemessen an unabwiesbaren Wünschen für das geliebte Wesen.

Hier wird demnach möglichste Verinnerlichung, stärkste Vereinfachung auf den ganz inneren Vorgang erstrebt. Daß dabei die Äußerung, die Auswirkung nach außen, im Gesang erfolgt — ist aber auch nicht bloß durch den praktischen Zweck bedingt: das Kindchen zum Schlafen zu bringen — vielmehr löst ganz offenbar das hierdurch bedingte Laute (das Hörbare), das wiederum als solches als äußere Gegebenheit auf dieselbe Person einwirkt, von der es ausging, erst die ihm innerlich parallel laufenden seelischen Erregungen und Erfindungen an. Dem Rhythmus, der hier, bei aller Freiheit der Improvisation, gleichwohl sehr deutlich wahrzunehmen ist — kommt demnach wiederum die schon weiter oben, bei der Beobachtung des laufenden Kindchens festgestellte Aufgabe zu: eine bei dieser inneren Einstellung unerlässliche äußere Bewegung aufrechtzuerhalten unter möglichster Betonung des Bewußtseinsraumes und das heißt, um sich möglichst wenig durch den Vorgang der Bewegung als solcher ablenken zu lassen von dem eigentlichen Zweck, dem sie lediglich als Mittel dient. Aber auch noch eine andere, sehr wesentliche und wohl bloß bei dem Menschen anzutreffende Aufgabe für den Rhythmus ergibt sich hier; man will einen rein inneren Vorgang irgendwie fassen, um ihn bewußt leiten zu können; deshalb gibt man ihm eine rein gefühlsmäßig mit ihm verbundene und nur zu diesem Zweck in feststehenden Rhythmus gebrachte äußere Bewegung hinzu. Und hier offenbart sich auf einmal auch die ganze Rolle des Rhythmus in der Kunst: durch ihn, der auf ein ordnendes Fassen hinführt unter geringstem Aufwand von Bewußtseinskräften, mithin unter geringster Beschränkung der Aufnahmefähigkeit des Bewußtseinsraumes für das zu Fassende — soll das Ergreifen gerade eben solcher Gegebenheiten ermöglicht werden, die rein vorstellungsmäßig, und das heißt für den sonst ordnenden Gedanken als solchen, keine Handhaben mehr bieten. Mit einem Worte: der Rhythmus dient als ordnendes Prinzip für alles dasjenige, was nicht mehr durch die Sinne allein wahrzunehmen ist. Sein Erlebnishaftes kann nur rhythmisch festgehalten werden. Dem Rhythmus kommt dabei, neben seiner aktiven, wesentlich fassenden Rolle gleichzeitig auch noch diejenige zu: unter geringster Bewußtseinsbelastung vollstes Erleben des Bewußtseins, des Lebendigkeit als solchen zu ermöglichen und das heißt höchste Vereinfachung auf alle inneren Wunder.

Man kann deshalb sagen: der Rhythmus ist eine Äußerung des Bewußtseins, die zu dem Zwecke geschieht, der Bewußtheit als solcher — als Gegenstück innerer Aufmerksamkeit — zu entziehen. Rhythmus wirkt, wie wir sahen, im Sinne von Urteilsparnis. Der Rhythmus stellt mithin das Prinzip der Mechanisierung dar und gleichzeitig auch ein seelentechnisches Mittel zur Selbstbefreiung: man mechanisiert ja vermittels seiner, in seiner Äußerungsform, dasjenige, das man sich zwar bewußt erhalten muß, von dem man sich aber auch wiederum möglichst wenig ablenken und hemmen lassen will in einer ganz freiwilligen Betätigung, die freiestes Verfügen über den vollen, uneingeschränkten Bewußtseinsraum verlangt; und das ist im wesentlichen die künstlerische, auf das Ergreifen des nur eingebungshaft zu fassenden gerichtetsten Tätigkeits.

Hier — weniger vollendet in der Dichtung, weit mehr in der Musik und bei den bildenden Künsten — dient der Rhythmus offenbar dazu, die bereits vor der jedesmaligen, unmittelbar schöpferischen Betätigung zurückgelegten Strecken auf dem betriebliehen Kunstgebiet ordentlich fest-

zulegen: alles das, was wir an einer Kunst Tradition, überliefertes Ausdrucksmittel nennen. Wenn ein banaler Vergleich aus der Technik gestattet ist, könnte man sagen: der Rhythmus — als der Träger aller Überlieferungen in den musikalischen und darstellenden Künsten — dient, ganz ebenso wie die Holzgerüste und Holzverkleidungen in den bereits abgebauten Teilen eines Bergwerks dazu, um, wie der Bergmann sagt, „vor Ort“ zu gelangen: dahin, wo man erst wirklich Neues fördern kann. Aber auch diese Förderung geschieht wiederum rhythmisch — einmal, um das Geförderte fassbar, mitteilbar, aufhebbar zu machen — und dann, und das vor allem, weil die künstlerische Betätigung immer und überall eine solche ist, bei der selbst während des bildhaft-symbolischen Festlegens des eben erst Gefundenen der Geist ununterbrochen und in vollkommener Weise auf die göttliche Überraschung gefaßt, für sie wesentlich empfänglich sein muß.

Und schon darum kann die Kunst den Rhythmus gar nicht entbehren: gerade eben als das seelentechnische Hauptmittel zur Raum- und Kraftsparnis des Bewußtseins während des gewollten und zielstrebigen geleiteten geistigen Lebendigkeit.

Man kann noch weiter gehen und sagen: weil die schöpferische Tätigkeit des Menschen eine lückenlos erfolgende, die volle geistige Lebendigkeit der Menschheit in Fluß erhalten ist: stets Vergangenheit nachschleppt und Zukunft vorausnehmen muß — schon deshalb kann sie nur rhythmisch verlaufen. Und wenn man weiterhin behauptet, daß im Rhythmus das traditionell überlieferte, im Aufherrhythmischen dagegen das jedesmal wirklich Einzigartige, wirklich Persönliche im Kunstwerk beruht, so hat eben alles noch Unrhythmische im Kunstwerk darauf, wiederum zu einem Rhythmus zu werden: in den Bereich der Überlieferung eingehen als ein lebendig bleibendes Vorbild, von dem aus die zukünftige Kunst „an Ort“ gelangt: Am Rhythmus hält sich die Seele gleichsam fest bei ihrem Untertauchen in das, was ohne Grenzen ist.

Der Rhythmus bildet sozusagen die Leiter, auf der der Mensch immer weiter hineinsteigt in das nur geistig, an der Hand des Symbols zu Fassende — eine Himmelstleiter, auf der wir uns Gott nähern, während wir unsere Endlichkeit (im Rhythmus) nach uns schleppen und bei jedem Schritt aufwärts den uns von ihm, dem weisheitlich Unbegrenzten, trennenden Raum nur immer unendlichlicher erspähen.

Das Jenseits wäre mithin erst jenseits des Rhythmus erlebbar für uns: in einer reinen Anschauung, die lebendigkeit, bewußteste und damit in jedem Augenblick einzigartig, somit rhythmisch nicht mehr zu fassende Bewegung in sich schloß. Nur der Weg zu Gott verläuft rhythmisch — im Rhythmus schleppen wir den Rest unseres Endlichen zu ihm hinauf, um es dann droben endgültig fallen zu lassen: im endlosen Reiche der Rhythmuslosigkeit.

Der Winterhauch im Gebiet des Katzenbuckels

Eine kulturhistorische Skizze

Von Dr. Sigmund Heideberg

Hinter Eberbach hört für viele badische Einwohner die Welt auf. Sie kennen wohl Heidelberg, wagen auch eine Fahrt ins Neckartal, hören etwas von der Pfalzstadt Mosbach, aber damit ist's genug. Wer gar in der Rhytschlucht bei Zwingenberg war und noch höher hinauf nach dem Katzenbuckel gewandert ist, gilt für einen Kenner des Odenwaldes.

Weit gefehlt. Dort fängt der richtige Odenwald erst an, dort, wo der Wind den Bauern auch im Frühling und Herbst recht kühl um die Ohren pfeift. Winterhauch heißt im Volksmund das zwischen der Elzbach und dem Katzenbuckel liegende Gebiet, früher auch Winterraue oder Winterträuch. Bei der Nennung dieses Namens läuft manchem Leser eine Gänsehaut über den Rücken; er denkt an das Sprichwort: Drei Vierteljahr Winter und ein Vierteljahr kalt. Doch so ist's nicht.

Wer dorten über dem Dorfe Fahrenbach im weichen Moose am Waldrand liegt in der schönen Frühlings- und Sommerzeit mit dem weiten Blick in das württembergische Land hinein, oder in Waldsagenbach in einem der Hotels seine Erholungstage verbringt, auch im Hotel in Mülsen, der preist die Wälder und die schöne Landschaft. Dort ist man noch sicher vor Autohubs und Benzingeräusch. Freilich laden nicht donnernde Wasserfälle und blaue Seen zum Besuche ein, aber das Weisbach- und Seebachtälchen gehören zu den schönsten, wildromantischsten Seitentälern des Neckars. Die Berge treten auch nicht so föhn- und trotzig in die Höhe, sie ducken sich mit ihren flachen, breiten Rücken vor den dahinziehenden Wolken.

Eine gute Landwirtschaft, die sich neben den besten Böden mit ausgezeichnetem Boden sehen lassen kann, ist dem Winterhauch eigen. Freilich stellt der magere Sandboden auch andere Ansprüche an die Arbeitskraft der

Bewohner. Sandboden schafft keinen festen Nährboden. Aber der Odenwälder greift fest zur Hacke und zum Karst, wenns der Pflug nicht schafft. Buchweizen und Hirse gehören bald ins Reich der Märchen. Die Zeiten sind vorüber, Reife Roggen-, Weizen- und Spelzfelder wogen im Winde, und die Viehtrafen sind veredelt.

Zur Jahr 1864 erschien die „Badenia“, eine Zeitschrift für badische Ortsbeschreibung; dort heißt es u. a.: „einen desto schlimmeren Ruf haben die Odenwälder erlangt.“ Im Bauland und der Pfalz wollte früher niemand vom Odenwald sein; heute nennen sie ihre Heimat mit Stolz und das mit Recht. Da stehen die Felder in üppiger Fülle, nicht mehr so mager wie vordem. Große Scheunen und moderne Ställe sind der Stolz vieler Bauern. Die Elztalbahn bis Midau hat allen Produkten eine rasche Abfuhrmöglichkeit geschaffen.

Im Jahre 1872 kam die erste richtige Straße in der Gegend von Rosbach zwischen Lohrbach und Sattelbach auf nach Fahrenbach, Koblen und Wagenschwend. Vordem schlepten sich die Fuhrwerke durch die ausgefahrenen, sandigen Wege. Wie mir ein alter Bürger erzählte, fuhren die Schlitten im Winter den nächsten Weg über die Felder, weil die Straße auch nicht besser war. Und ein reicher Obfitegen in den 70er Jahren mußte zugrunde gehen, weil die Zufahrtsstraßen auf die weit entfernt liegenden Bahnhöfe noch zu schlecht waren. Heute sorgen wohlgepflegte Straßen, zum Teil aus dem blauen Basalt hergestellt, die sogenannte „schwarze Straße“ für guten Verkehr zwischen den einzelnen Ortschaften, und die Talmühle ober Schollbrunnermühle liefert mit ihrem Pumpwerk das Wasser nach dem ganzen Winterhauch.

Kollegger erzählt in seiner Geschichte von der Wunderlampe, wie er erst spät als Lehrling bei seinem Schneidermeister die erste Petroleumlampe in den steirischen Bergen zu Gesicht bekam. Den Leuten im Winterhauch ging's auch nicht besser. In den 60er Jahren erst fand die Petroleumlampe dort ihre Verbreitung. Vorher taß der Kienspan, wovon die Wälder ja so reich waren. Verbindung nach der Stadt im Winter schien bei den schlechten Wegen kaum möglich; unter dem Strohdach — es ist noch gar nicht lange her, seit bei dem Dorfe Landenberg noch Strohdächer zu sehen waren — wohnte sich warm. Haus, Scheuer und Stall lag alles unter einem wohl-schützenden Dache. Vorher machten die Leute im Winterhauch, wie die im Schwarzwald, von denen Hebel erzählt: „Und won i uf em Schmidstuhl sitz, für Posteltang (Zeitvertreib) und Kiechspönn schnitz!“ Da brannte des Abends und Nachts ein harzreicher Holzspan im Ring an der Mauer und leuchtete den Schaffenden zu ihrer Arbeit. Ein mit Wasser gefüllter Zuber hing die herabfallenden Funken mit wohlgefälligem Tischen auf.

Der Winterhauch ist vom Petroleum längst zum elektrischen Licht übergegangen, in Stube, Scheuer und Stall, und die elektrische Kraft treibt die Futter-schneidmaschine und die eigene Drechmaschine. Der vom Verfasser der oben genannten Badenia erhobene Vorwurf, daß manche Verbesserungen im Feldbau und dem Gewerbsleben nur schwer Eingang finden könnten, ist durch die Anschaffung von Sä-, Mäh- und Drechmaschinen aufs glänzendste widerlegt, und den Bergeltrog aus Stein, in dem früher die Äpfel und Birnen beim Kestern zerdrückt wurden, hat längst der elektrisch betriebene Obstmahlmühle Platz machen müssen.

In einem von amtlicher Seite redigierten Werke über Baden aus dem Jahre 1885 wird z. B. in Fahrenbach eine Strohschule aufgeführt. Ob sie tatsächlich im genannten Jahr noch bestanden hat, entzieht sich meiner Kenntnis; aber die Tatsache zeigt, zu welchen Mitteln man vor gar nicht vielen Jahren gegriffen hat, um der Bevölkerung Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Im genannten Jahr zählte der Ort 699 Einwohner, vor einem Jahr 618, heute 663. Die Abwanderung erfolgte in Städte, welche viele Angehörige der Odenwaldorte aufgenommen haben. Dann ist aber auch in manchen Orten der Wandertrieb eingeburgelt; einer, der die Welt gesehen hat, macht Schule, und reizt durch seine Erzählungen, durch gutes Fortkommen, guten Verdienst und Selbständigmachung andere auf, ihr Glück gleichfalls in der Welt zu suchen. Strümpfelbrunn dagegen stieg in seiner Einwohnerzahl von 578 auf 718; ein Beweis, daß sich die Bevölkerung zu Hause zu ernähren vermag, dank der besseren Bewirtschaftung und Ertragsfähigkeit des Bodens. Die neueste Volkszählung meldet wiederum ein Sinken um 54 Seelen auf 664.

Nicht weit von der Station Trienz (sprich: Trinz mit langem i und nicht Tri-enz) liegt der Kinechhof mit der Saatgutstation eines Mannheimer Großindustriellen, die von den Bauernvereinen sehr oft besichtigt wird. Das weitläufige Gehöft Kinech erinnert an ein untergegangenes Dorf gleichen Namens. In der statistischen Aufzählung des badischen Landes vom Jahr 1885 ist darüber zu lesen: „Um die Mitte dieses Jahrhunderts wurden die wegen ihres räuberischen Wesens in der Umgegend verrufenen Bewohner auf Staatskosten nach Amerika geschickt und Kinech in ein Hofgut umgewan-

delt. Eine private Aufzeichnung in meinen Händen sagt noch weiter: „Kined war damals der verachtete Ort; soweit man seinen Namen kannte, weil sich die Bewohner meistens mit unredlichen Gaunerkünften beschäftigten. Deshalb wurde der ganze Ort aufgelöst und die Einwohner, etwa 500 an der Zahl, auf Staatskosten nach Nordamerika befördert.“

In den damaligen Zeiten nährte der Boden nur eine gewisse Zahl von Bewohnern. Der Viehstand war gering und dürrig, das Getreide nieder und schlecht. Buchweizen wuchs auf dem Boden, der sich selbst überlassen war. Dazu kam die Abwesenheit des Dorfes und der fehlende Verdienst. In vielen Köpfen spulten noch die vielgepriesenen Taten des Häubertmanns Hölzerlins, der die Poststraße des Odenwaldes unsicher machte, Höhe überfiel und ein Schrecken der Wanderer war, bis er endlich gefangen genommen wurde und am 31. Juli 1812 in Seidelberg seine vielen Mordtaten durch den Tod mit dem Schwert büßen mußte. In allen Ecken und Winkeln des weiten Gebiets bis zum Main besaß er seine Helfershelfer und Räuberhorden. Zu dieser Unsicherheit trugen damals auch die wechselvollen Kämpfe von 1790 bis 1815 mit bei. So regte der Erzherzog Karl von Österreich im Jahre 1796 an, auch am Neckar das Volk zu bewaffnen und Bauernerebungen hervorzurufen, um den Feind zu beschäftigen; im 1799 hatten Bauerntruppen die regulären Truppen vertrieben, und in den Novembertagen jenes Jahres trieb der Odenwälder Landsturm die französischen Soldaten am Neckar von Girsborn und Eberbach bis nach Neckarsteinach zurück. Ende November kam es bei Eberbach und Girsborn zu einem heftigen Gefecht. Die Landsturmlente aus der Gegend von Buchen, Waldbühl und Auerbach, verstärkt durch einheimische Bauern, konnten sich aber nicht halten und flohen auf wohlbekannten Wegen und Stegen über das Gebirg nach Eberbach; doch der rührige Feind folgte schnell, so daß sich die Odenwälder Landstürmer nur mit knapper Not in die Berge bei Strümpfelbrunn verstecken konnten, von den Einwohnern des Winterhauchs mit Lebensmitteln versorgt.

Lange Jahre noch wirkte dieses freiheitliche Leben in den Beteiligten nach und brachte die Bewohner Kineds auf falsche Bahnen. Dazu kam noch die Neueinteilung der Staaten. Aus dem Saummessurum der zerrissenen Besitzungen der von Keinigen, Amorbach, Waldbühl, Kurpfalz, Wertheim, Verlichingen u. a. m. wurde in jener Gegend auch ein fester Bestand zum neuen Großherzogtum gebildet; doch davon verspürten die Wilderer, Holzdiebe und Wegelagerer wenig, und als sich die Kineder nicht fügten, brachte man sie auf dem großen Kahn übers Wasser. Ein bequemeres Mittel, unliebame Untertanen abzuführen!

Die guten Jahre vor dem Kriege mit dem Bedürfnis des Reisens und Ausspannens in einigen Wochen der Sommermonate, nützten die Orte des Winterhauchs mit Erfolg aus. So ließ ein reich begüterter Einwohner in Rühlben (498 Meter) ein geräumiges Kurhaus erstellen. Waldkatenbach (497 Meter) blieb nicht zurück; seine günstige Lage am Fuße des Katzenbuckels, nur knapp zwei Kilometer von diesem Basaltkegel entfernt, lockt seit Jahren viele Erholungsbedürftige in das schmucke Dorf, wo fast jedes Haus Zimmer für Sommerfrischler eingerichtet hat. Strümpfelbrunn mit seinen 513 Metern hat schon vor 30 Jahren Mannheimer Ferienkolonien auf seinen Wiesen tunnen lassen, und wer das 508 Meter hohe Wagenichwend durchwandert, bekommt gewiß Lust in dieser Höhe mit seiner reinen Luft einige Wochen zu verleben.

Schulmedizin und Homöopathie. Der Streit zwischen der medizinischen Wissenschaft, wie sie an unseren Universitäten gelehrt und von unseren Ärzten praktisch ausgeübt wird, und der homöopathischen Lehre, die bisher die Anerkennung dieser Wissenschaft nicht gefunden hat, dauert schon seit der Begründung der letzteren in unverminderter Heftigkeit an. Besondere Bedeutung bekommt dieser Streit durch die bevorstehenden Reichstagsverhandlungen über Kurierfreiheit, Kurpfalz usw. Da ist es von besonderer Bedeutung, daß eine der ersten deutschen medizinischen Autoritäten, der Direktor der Chirurgischen Klinik der Charité in Berlin, Geheimrat August Bier, in der „Mündener Med. Wochenschrift“ das Wort in diesem Streit ergriffen hat. Seine Ausführungen sind nun in einer besonderen Schrift, „Wie sollen wir uns zur Homöopathie stellen?“, im Verlage von F. S. Lehmann in München, zum Preise von 1,50 M. erschienen. Geheimrat Bier, der durch seine grundlegenden originellen Untersuchungen über die Biologie des gesunden und kranken Menschen, insbesondere über die Entzündung, bei Ärzten und Laien größtes Ansehen genießt, hat die Lehren des Begründers der Homöopathie, Hahnemann, in sorgfältigen Untersuchungen nachgeprüft. Er kommt zu dem überraschenden Schluß, daß manche der homöopathischen Lehren keineswegs so unrichtig sind, wie sie im ersten Augenblick erscheinen, daß insbesondere die Lehre, daß Arzneimittel in unendlich kleinen Dosen auf den kranken Körper wesentlich zweckmäßiger wirken, als in den bisher meist verwendeten großen Dosen, in manchen Fällen richtig zu sein scheint. Er bringt diese Lehre in nahen Zusammenhang mit der ganz modernen Anschauung von den Reizkörpern. Wie bei den Reizkörpern eine ganz kleine Menge genügt, um auf das kranke Organ einen heilsamen, zur Selbsthilfe führenden Reiz auszuüben, so scheint es auch bei einer Reihe von Arzneimitteln zu sein. Auch dort genügt der kleine Reiz, während große Dosen nutzlos bleiben oder schaden. Selbstverständlich ist Bier den Fehlern und Auswüchsen der Homöopathie gegenüber, insbesondere dann, wenn sie nicht von Ärzten, sondern von un- oder halbgebildeten Laien ausgeübt wird, durchaus nicht blind. Er spricht da manchen ernstes Wort, umsonst müssen seine Arbeiten als eine Leistung der objektiven Wissenschaft gewürdigt werden, als eine Leistung, mit der sich ansehnlicheren jenseitigen Kritik jedes Arztes ist. Wie weit seine Beobachtungen der Kritik stand halten, wird uns die Zukunft zeigen. Es ist nur zu begrüßen, wenn sich Wissenschaftler wie Praktiker im Lager der Schulmedizin eingehend mit diesen, unser bisheriges Denken doch recht umwälzenden Tatsachen beschäftigen.

Dr. L.

Sommerfrische, das ist der richtige Ausdruck für den Erholungsurlaub auf diesen Höhen, nicht, daß es etwa kalt wäre, nein, aber in der Sommerhitze macht die hohe Lage den Aufenthalt äußerst angenehm, und die reichen Waldungen bieten Gelegenheit zu schönen Spaziergängen mit prächtiger Aussicht. Vor allem ist es der Katzenbuckel, dessen Plattform 18 Meter über dem 628 Meter hohen vulkanischen Gipfel eine interessante Fernsicht gestattet. Sein bunter Sandstein, aus dem der Berg seiner Hauptmasse nach besteht, ist auf der Höhe von vulkanischen Gebilden (Nephelin-Valorit) durchbrochen, die einen auf dem plateauähnlichen Rücken aufragenden Keil bilden. Die „schwarze“ Straße nennen die Leute jene mit diesem Basalt angelegten Verkehrswege.

Von dem Turm, vor 100 Jahren von den Markgrafen Max und Wilhelm errichtet, genießt man eine weite Rundschau auf die bewaldeten Kluppen des Odenwaldes. Bei klarem Wetter sieht man die Höhen des Spessart, den Jelsberg und Altkönig im Taunus, den Donnersberg in der Harz, den Merkur bei Baden und die Höhenzüge der Raubens Alb. Wohin wir wandern, von der Höhe aus überall sonnige, stille Reize, freundliche Talmulden, prächtige Tannenwälder mit Schwarzwalddarkfärbung.

Die Nebenbahn Mosbach-Mudau gestattet heute den Abtransport der reichen Holzmassen. In früheren Zeiten gestaltete sich die Holzabfuhr äußerst schwierig, da außer der Neckartalbahn andere Schienenwege nicht zur Verfügung standen und die Fahrwege zu den Stationen nicht die besten waren. Deshalb benützte man auch das Wasser der kleinen gestauten Bäche zum Flößen des Holzes. Ein Weistum (verbrieftes Recht) von 1349 bemerkt hierüber von Mosbach: „Ob man das Spätherholz auf der Elz gegen Mosbach wollte flößen, es wäre gleichwie vor Alters zum Verkauf oder zur Notdurft des Schlosses, so hat daran der Söldner (Tagelöhner ohne Führwerk) zu der Lohrbacher Kellerei zu fronen.“

Der Winterhauch ist ein vergessener Winkel am Ostabhang des Katzenbuckels; er wird aber nicht vergessen von denen, die schöne Sommertage in diesem Idyll des Odenwaldes verbracht haben. Schon die Bahn von Mosbach nach Mudau stellt eine kleine Gebirgsbahn dar, die sich langsam, den Geländerhebungen anpassend, hinaufschlingelt. Bald reifen wir durch den grünen Buchenwald mit seinen übergrünen Säulenstämmen, dann gehts durch saftige Wiesen; sie wechseln ab mit den üppigen Getreidefeldern, die wir durchqueren. Oberhalb der Station Jahnbad zieht die Bahn im Bogen um die Elz, um uns die ganze Schönheit der durchfahrenen Strecke noch einmal genießen zu lassen. Mühlen Klappern im Tal. Wie im Föhn ziehen die schlanken Silberstämme der Buchen vorüber, weißblaue Lichter huschen über den braunen Waldboden, zwischen Obstgärten versteckt liegen die Dörfer, weit drüben glänzen die Scheiben des Waldenburger Schlosses, die Bahn zeigt in ihren Windungen stets neue entzückende Bilder, so schön zieht der Abhang des Winterhauchs an uns vorüber.

Bücheranzeigen

Schöpfung. Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst, herausgegeben von Dr. Oskar Beyer. (Zurche-Kunstverlag, G. m. b. H., Berlin). — Im Unterschied zu anderen Reihenveröffentlichungen rein kunsthistorischen oder bildungsmäßigen Charakters beschränkt sich das Unternehmen der „Schöpfung“-Bücher auf das jenseitige Gebiet der religiösen Kunst. Die Deimat religiöser Kunst reicht von den uralten Kulturen des Orients bis in heute noch bestehende Volksgemeinschaften hinein. Uns modernen Europäern stellt sich religiöse Kunst als eine Poesie der „allgemeinen“ Kunstgeschichte dar, während sie in Wahrheit immer das Primäre

war. In ihr liegen die Quellen schöpferischer Kraft. In ihr schafft die große Ehrfurcht vor der weltgestaltenden und welt-erbaltenden Macht nach festen Formgesetzen sinnbildhafte Gestaltungen. Dies bedeutet Kunst noch nicht eine Auswirkung ichtiger Triebe, erwächst vielmehr aus reiner Geliebtheit geistiger Gemeinschaft und aus fester handwerklicher Arbeit. Die Welt der religiösen Kunst, innerhalb deren uns die christlichen Gebiete naturgemäß am nächsten stehen, stellt eine große, in ihren Ausprägungsmöglichkeiten unendlich mannigfaltige Einheit dar, die eine geschlossene, zielstrebige Betrachtung erfordert. Die „Schöpfung“-Bücher wollen solcher Betrachtung dienen.

Bisher sind erschienen: Band 1: Der christliche Kirchenbau des Abendlandes, von Professor Dr. Georg Stubbhant. (Mit 21 Bildtafeln, zwei Abbildungen im Text und acht Grundrissen. Preis kartoniert mit Schuumschlag 3,80 M.); Band 2: Buchmalerei des frühen Mittelalters, von Dr. Heinrich Ehl. (Mit 22 Bildtafeln und einem mehrfarbigen Titelbild. Preis kartoniert mit Schuumschlag 3,80 M.); Band 3: Die Lukasbrüder. Der Oberbayerische Kreis und seine Erneuerung der Malerei, von Dr. Paul Ferdinand Schmidt. (Mit 23 Bildtafeln und einem mehrfarbigen Titelbild. Preis kartoniert mit Schuumschlag 3,80 M.); Band 4: Christliche Miniaturmalerei, von Dr. August Hoff. (Mit 23 Bildtafeln und einem mehrfarbigen Titelbild. Preis kartoniert mit Schuumschlag 3,80 M.); Band 5: Reliquie Plastik unserer Zeit, von Dr. Oskar Beyer. (Mit 21 Bildtafeln und einem mehrfarbigen Titelbild. Preis kartoniert mit Schuumschlag 3,80 M.); Band 6: Auenkult und Auenbild der Naturvölker, von Dr. Eduard von Sydow. (Mit 20 Bildtafeln, Preis kartoniert mit Schuumschlag 3,80 M.); ein besonders interessantes Buch. Die Auenverehrung der Naturvölker ist, ungleich unseren Vorstellungen von Wesen des Auenraums, eine Folge des Bewußtseins einer Abhängigkeit der Lebenden von den Toten. Hieraus erklärt sich die den Naturvölkern eigentümliche Form des Auenkults, welcher sich in den Auenbildwerken sichtbare Aufgehänge geschaffen hat. Der Verfasser schildert die Formen dieser Auenverehrung und würdigt ihre Auenplastik als eine der weitestwichtigen Kunstgebiete der primitiven Menschheit.

Badische Volkslieder mit Bildern und Weisen. Herausgegeben von Deutsches Volkslied-Archiv. Bilder von Adolf Juch. Zweihundertmalig. 20 von Julius Weismann. Lauterbach von Konrad Ameln. M. 2,50, in Goldprägung geb. M. 5,50.

Die „Badischen Volkslieder“ erscheinen als zweites Heft der im Auftrag des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde von Johann Volke, Max Friedländer und Joh. Weis herausgegebenen landschaftlichen Volkslieder. Von den vielen Volksliedern, die es in Baden gibt, sind nur die schönsten und wertvollsten aufgenommen worden. Bedeutige Lieder sind jedoch von Liebesfreud und Liebesleid, alte Soldaten- und Wanderburschenlieder geben einen tiefen Einblick in das Leben der einzelnen badischen Stämme. Die schönen Melodien, zu denen Julius Weismann den zweihundertmalig von Konrad Ameln Lauterbach geschrieben sind, sind in sich selbst, oft durch die fröhlichen Weisen einen besonderen Wert und werden unsere Sangesfreunde. Adolf Juch hat den hübschen Band noch mit hübschen Bildern versehen, die mit dazu beitragen die Freude am Besitz dieser „Badischen Volkslieder“ bei jedem Freund der Volkskunde und des Volkslieds insbesondere zu erhöhen. Darüber hinaus bildet diese Sammlung einen neuen Baustein zur Geschichte der badischen Volkskunde.

Was dem Inhalt: „Ach, daß, wenn ich so mit dir bist, auf dieser Welt ich keine Freude.“ Aus dem Kreislauf nach ich reifen. Da droben auf jenem Berge. Da droben, da droben bei der himmlischen Tür. Das schönste Land in Deutschlands Gauen. Der Auenkult, der Auenkult. Der Auenkult auf dem Auenbaum sah. Die drei Dinge, die beweisen ich. D' Stadtteil' henn's gill. D' Wäldermeid' den die Götter. D' Dauten auf der grünen Aue. Si, was hunderttausend Freuden. Es ging ein Anabe spazieren. Es hat mir mein Vater fufzig Gulden gegeben. Es sangen drei Engel ein süßen Gesang. Es stand ein Kind im tiefen Tal. Es war einmal eine Gräfin. Es waren drei Soldaten mein. Es wessen alle Blätter. Es wohnt ein Fürstgraf wohl überm Rhein. Es wohnt ein Mädchen in der Fräule aufstehen. Es wohnt ein Mädchen tanzen gehen. Es wohnt ein Mädchen graue. Es wolle sich einfücheln. Und als mein Schatz aus der Fremde kam. Bärst du mit so hübsch. Warum bist du denn so traurig. Warum ist denn die Falschheit so groß auf der Welt. Was mühen mich tausend Dufaten. Wenn einer zum Liebchen geht. Wenn ich schon kein Schatz mehr hab'. Wer Apfel schält und ißt sie mit. Zwei-drei mal ums Häufel rum.

An den größten Wundern gehen wir mit verbundenen Augen vorüber, weil keiner uns den Blick dafür öffnet. Denn welcher Laie hat heute noch die Zeit, sich in die sich immer weiter verzweigenden Naturwissenschaften, in die riesigen gelehrten Bücher einzuarbeiten, wo er auf Schritt und Tritt über Begriffe stolpert, zu denen ihm die Voraussetzungen fehlen? Diejenige Mangel ist durch das soeben in deutscher Ausgabe erschienene Werk des norwegischen Professors Carl Störmer „Aus den Tiefen des Weltensystems bis ins Innere der Atome“ abgeholfen (Verlag, Leipzig, gebunden M. 5.—, Kallenberg-Verlag M. 6.—). Die deutsche Ausgabe stammt von dem Astronomen der Leipziger Universitätssternwarte Dr. J. Weber, und der bekannte Buchhändler Georg Baus hat sie in ein ansprechendes Gewand gekleidet. Wie im Flug reisen wir an Hand des Werkes durch die ungeheuren Räume des Weltalls, dessen Entfernungen so groß sind, daß wir sie nicht mehr mit dem Längenausmaß des Kilometers, sondern nur mit dem Zeitmaß des Lichtjahres messen können. Das Licht durchreist in der Sekunde 300 000 Kilometer, die letzten sichtbaren Sternhaufen aber liegen etwa 225 000 Lichtjahre entfernt! Das bedeutet, daß wir diese Sterne jetzt so sehen, wie sie vor 225 000 Jahren waren. Lange bevor die Ägypter ihre Pyramiden bauten, begann der Lichtstrahl seinen Weg zu uns. Die Kultur der Ägypter blühte und starb, auch die der Griechen und Römer verging, das Mittelalter mit der Völkerwanderung kam und verwich. Die ganze Zeit ist das Licht auf der Wanderung zu uns begriffen. Und doch sind diese 225 000 Jahre noch eine geringe Spanne Zeit. Unsere Erde hat das erdruibige Alter von schätzungsweise zwei Milliarden Jahren. Dabei ist sie nur ein Staubkorn in der ganzen großen Welt. So hat man im Sternbild der Beteiguse einen Doppelstern von einem recht ansehnlichen Umfang gefunden. Er ist 160 mal so groß wie die Sonne, und diese ist wieder 332 000 mal so umfangreich wie die Erde und strahlt die angenehme Wärme von 20 000° aus. Von der Welt des Unfaßlich-Kleinen im Atom und Elektron; und doch bilden beide in der Bewegung, der sie gemeinsam unterliegen, eine Einheit. Längs eines Millimeters haben 10 Millionen Atome Platz, in einem Kubikzentimeter Wasserstoff 64 Trillionen. Von einem prächtigen Kristall bis zu einer herrlichen Orchidee oder einer schönen Frau ist alles aus diesen kleinen Atomen gebildet. Diese Welt ist fürperlich ebensowenig faßbar wie die Welt des Riesengroßen. Als Verhältnismaß genommen, steht der Mensch etwa in der Mitte zwischen beiden. Die Atome, die kleinsten Mafsteilchen der etwa 90 verschiedenen Grundstoffe,

lernen wir als Sonnensysteme im kleinsten kennen. Die elektrischen Kräfte entsprechen der Gravitation, der positiv geladene Atomkern der Zentralsonne und die elektrisch negativen Elektronen den Planeten. Diese Teilchen befinden sich in schnellster Bewegung. Sie sind doch viel kleiner als die Atome, etwa zwischen ein Hundertmillionstel und ein Tausendmillionstel Millimeter im Durchmesser. Kaum je war ein Zeitalter in der Geschichte der Menschheit so reich an Entdeckungen wie die letzten 30 Jahre, und Professor Störmer's Werk ist der berufene Führer, jeden Wissensdürstigen ohne Voraussetzung bestimmter Vorbildung oder Vorkenntnisse in die bisher erforschten Geheimnisse der Natur in fesselnder Weise einzuführen.

Das Trauerspiel in Mexiko. Das tragische Schicksal des Kaisers Maximilian von Mexiko hat schon manden Dichter zur Gestaltung gelockt. Erst kürzlich hat Franz Werfel dem unglücklichen Fürsten ein eindrucksvolles Drama gewidmet, das bereits in Dresden, Magdeburg und anderswo über die Bretter gegangen ist. Werfel, der Österreicher, zeichnet das Habsburgerpaar mit fäullicher Sympathie als Typus der guten und reinen Menschen, der indes den herben Realitäten des Lateins nicht gewachsen ist und am Widerstand der stumpfen Welt gebricht. Er nennt sein Werk eine dramatische Historie, aber mit dem Redi des Dichters hat er die Geschichte hier und da geändert und zurechtgerückt. Wälf geklärt sind übrigens die furchtbaren Vorgänge in Cuernavaca noch nicht. Einiges Neue erfahren wir aus Emil Landenberger's frischgedruckten „Wanderjahren in Mexiko“, die unlängst im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen sind. Landenberger mochte längere Zeit bei der Witwe des Obersten Verastigah, der in der Nacht vor der Hinrichtung beim Kaiser die Wache hatte. Maximilian schenkte dem Offizier eine Uhr und am anderen Morgen jedem Soldaten der Eskorte ein Goldstück. Frau Verastigah hat dem Verastigah der Wanderjahre in Mexiko oft erzählt, nur der Reichtrübe des Kaisers, Vater Coria, habe wahrheitsgetreue Aufzeichnungen hinterlassen, alles andere gehöre in das Reich der Phantasie. Als die bittere Stunde kam, was das Naturereignis des rasch zusammengegriffenen Kriegesgerichts vollstreckt werden sollte, habe Maximilian gesagt: „Vater, weid ich ein schönen Tag zum Sterben, das Leben ist doch nur eine Komödie.“ Die Soldaten schossen schieß, keine der sechs Kugeln, die der Kaiser trafen, war sofort tödlich. Alle späteren Regierungsschämten sich der Tat und suchten ihre Spuren zu verwischen.